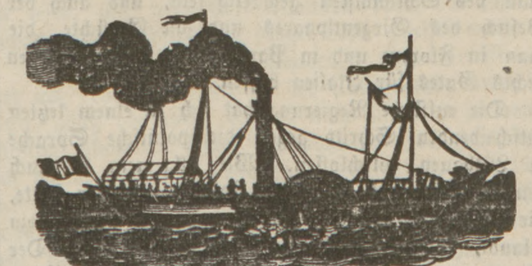
Danziger Dampfboot.

№ 218.

Donnerstag, den 17. September.

Das „Danziger Dampfboot“ erscheint täglich Nachmittags 5 Uhr, mit Ausnahme der Sonn- und Festtage.
Abonnementspreis hier in der Expedition Portechaisengasse Nr. 5. wie auswärts bei allen Königl. Postanstalten pro Quartal 1 Thlr. — Hiesige auch pro Monat 10 Sgr.



1868.

39ster Jahrgang.

Inserate, pro Petit-Spaltzeile 1 Sgr.
Inserate nehmen für uns außerhalb an:
In Berlin: Retemeyer's Centr.-Ztgs.- u. Annonc.-Büreau.
In Leipzig: Eugen Fort. H. Engler's Annonc.-Büreau.
In Breslau: Louis Stangen's Annoncen-Büreau.
In Hamburg, Frankf. a.M., Berlin, Leipzig, Wien u. Basel: Haasenstein & Vogler.

Staats-Lotterie.

Berlin, 16. Septbr. Bei der heute fortgesetzten Ziehung der 3. Klasse 138ster Königl. Klassen-Lotterie fiel der Hauptgewinn von 15,000 Thlrn. auf Nr. 2144. 1 Gewinn von 5000 Thlrn. fiel auf Nr. 1835. 3 Gewinne zu 1000 Thlr. fielen auf Nr. 43,522. 76,216 u. 86,822. 2 Gewinne zu 600 Thlr. auf Nr. 10,713 und 38,508. 3 Gewinne zu 300 Thlr. auf Nr. 11,603. 59,719 und 85,401 und 12 Gewinne zu 100 Thlr. auf Nr. 516. 627. 2563. 4070. 9720. 50,719. 57,246. 60,019. 69,926. 76,756. 82,117 und 90,435.

Telegraphische Depeschen.

Kiel, Mittwoch 16. September.
Vor seiner gestern erfolgten Abreise dankte der König dem Bürgermeister für den freundlichen Empfang und versprach wiederzukommen. — Der See-Capitain Heldt ist zum Contre-Admiral ernannt worden. — In Flensburg ist der König um 8¼ Uhr Abends eingetroffen, begleitet vom Prinz-Admiral Adalbert und dem Großherzog von Mecklenburg-Schwerin. Der Empfang von Seiten des Volkes war enthusiastisch. Die Stadt war glänzend erleuchtet. Abends 10 Uhr fand ein Fackelzug des Gesangvereins unter zahlreichster Betheiligung des Volkes statt. In Rendsburg kam der König um 6½ Uhr an, wurde festlich empfangen und hielt sich daselbst 26 Minuten auf.

Rendsburg, Dienstag 15. September.
Um 6½ Uhr fuhr Se. Majestät der König, vom Donner der Kanonen begrüßt, über die südliche Eiderbrücke auf den interimistischen Bahnhof und wurde von einer großen Menschenmenge mit enthusiastischen Hochrufen empfangen. Der Stadtpräsident und Commandant begrüßten den König, die Schützengilde bildete die Ehrenwache. Der König begab sich in ein mit den Landesfarben decorirtes Zelt, wo ihm die Beamten vorgestellt wurden. Er sprach für den freundlichen Empfang seinen Dank aus und fuhr unter jubelndem Zuruf um 6 Uhr 50 Minuten ab. Die angrenzenden Straßen und der Kirchthurm waren glänzend illuminirt.

Flensburg, Mittwoch 16. September.
Der König hat den Divisions-Exercitien beigewohnt, in Marienholz bei dem Feste der Schützengilde zwei glückliche Schüsse gethan und ist nach Glücksburg gereist.

Gotha, Mittwoch 16. September.
Das Schwurgericht verurtheilte in der vergangenen Nacht den Rechtsanwalt Streit in Coburg wegen verschiedener Veruntreuungen zu vierjähriger Zuchthausstrafe.

Belgrad, Dienstag 15. September.
Das Journal „Vidovdan“ meldet, daß drei vereinigte bulgarische Insurgentenhaufen zwischen Philippopel und Popaschik von türkischen Truppen erreicht wurden, jedoch sich durch dieselben nach dem Balkan durchschlugen. Bei einem Kampfe um ein türkisches Blockhaus sollen allein 200 Türken gefallen sein.

Rom, Dienstag 15. September.
Durch die Römischen Legitimisten ist eine Subscription eröffnet worden behufs Aufbringung der Mittel, dem Papste 12 vierpfündige gezogene Kanonen zu schenken.

Paris, Mittwoch 16. September.
Guizot hat einen Artikel veröffentlicht, in welchem er sagt, daß er an die friedliche Gesinnung des Kaisers glaube; er tadelt jedoch die Unentschlossenheit desselben und befürwortet eine ehrliche Armeereduction als die einzige Maßregel, welche bei den gegenwärtigen Zuständen Europa's von Wirkung und Bedeutung sein würde.

London, Mittwoch 16. September.
Die Königin ist heute Morgen 2 Uhr in Balmoral angekommen. Disraeli hat alle Einladungen zu politischen Meetings und Demonstrationen abgelehnt.

Politische Rundschau.

Die Aufnahme des Königs in Mecklenburg Seitens der dortigen Bevölkerung läßt nichts zu wünschen übrig. Die Mecklenburger hätten sich wohl sehr gerne vor zwei Jahren auch annektiren lassen. Jetzt begnügen sie sich mit den mancherlei Vortheilen, die ihnen der norddeutsche Bund eingebracht hat. Sie stehen im Zollverein und sind im Reichstag vertreten, dessen Majorität die dortigen Mißstände so lange geißeln wird, bis Abhülfe erfolgt. —

Graf Bismarck befindet sich neuerdings erfreulich besser, wird aber zur weiteren Kräftigung noch eine Zeit lang von den Staatsgeschäften fernbleiben. Der norddeutsche Bundesrath tritt zu Ende des September, der Landtag im November zusammen.—

Die Minister v. Mühler und Graf Eulenburg, von der national-liberalen Partei stark angegriffen, werden auf dem nächsten Landtage vermuthlich die schwierigste Position von allen Ministern haben. Sind sie, seitdem sie ein Portefeuille besitzen, überhaupt noch niemals in der Lage gewesen, auch nur ein einziges Mal die Majorität des Hauses auf ihrer Seite gehabt zu haben, so verschlimmert sich ihre Position jetzt unbedingt, wo deutlich ersichtlich wird, daß selbst die konservative Partei nicht mehr Lust hat, für die Minister des Innern und des Kultus wie früher einzustehen. Nicht daß die Konservativen damit von ihren bisherigen Prinzipien abließen; das setzt Niemand voraus, aber sie glauben allem Anscheine nach, daß beide Ministerposten von anderen Persönlichkeiten besser verwaltet werden könnten. Es findet sich Niemand mehr unter der konservativ-ministeriellen Partei, der für die Person der angegriffenen Minister sich zu echauffiren gemeint wäre. Genau denselben Verlauf nahm es innerhalb der Konservativen mit dem früheren Justizminister Grafen zur Lippe. Als er sein Amt niederlegte, war alle Welt damit einverstanden, die äußerste Rechte wie die Ministeriellen von Profession. —

Bei Gelegenheit seiner Anwesenheit in Kiel hat König Wilhelm von Preußen nun ebenfalls Gelegenheit gehabt, sich über die Lage Europa's in Bezug auf den Frieden auszusprechen. Die Art und Weise, wie dies geschehen, ist indeß ganz geeignet, den Conjectural-Politikern wieder ein weites Feld für ihre Muthmaßungen zu eröffnen, und den französischen Chauvinisten wird der selbstbewußte Schluß der Rede des Königs wieder ganz gewaltig in die Krone fahren.

Das Verhalten, welches Preußen gegen die Franzosen seit etwa zwei Jahren beobachtet hat, ist so außergewöhnlich, daß es vielleicht nicht möglich ist, in der ganzen bekannten Geschichte ein zweites Beispiel der Art aufzufinden. Dieses bewußte Verabsäumen aller der Gelegenheiten, bei denen man sicher war, den Gegner zu überraschen und ihn in's Herz zu treffen, dieses langmüthige Zuschauen, während er mit dem Aufwande ungeheurer Mittel sich rüstet, endlich diese nie ermüdende Geduld, mit der man seine bis zur Tollkühnheit gesteigerte Eitelkeit und sein freches Hineinreden in die heimischen deutschen Verhältnisse erträgt; die kaltblütige Ueberlegung, mit der man ihm jeden Kriegsvorwand zu entziehen, ja den Krieg moralisch unmöglich zu machen sucht — wir wiederholen es, diese Politik ist gradezu ohne Beispiel in der neuern Geschichte.

Erinnern wir uns für einen Augenblick der Hauptthatsachen, die seit dem Kriege von 1866 in unserm Verhältnisse zu Frankreich sich ereignet haben. Als Louis Napoleon im August jenes Jahres auf den Einfall kam, sich zur Entschädigung dafür, daß er sich verrechnet hatte, von uns den südlichen Theil des linken Rheinufers mit den vier Festungen Luxemburg, Mainz, Germersheim und Landau zu fordern, wäre es ein leichtes gewesen, diesen Fall so zu behandeln, daß der Kaiser seinen Gesandten Benedetti nicht mehr desavouiren konnte, sondern daß er bis nach dem Abschlusse des Prager Friedens in seiner Forderung verwickelt blieb und wider seinen Willen den Krieg riskiren mußte. Er hatte damals keine feldgerüstete Armee, und wenn man auch die vollständige Verwahrlosung des französischen Heerwesens in Berlin nicht in ihrem ganzen Umfange kannte, so wußte man doch, daß in Folge des mexikanischen Unternehmens die Arsenale leer, die Kriegsmaterialien verbraucht, die Cavallerie sammt den übrigen Specialwaffen und dem Sanitätswesen im übelsten Zustande waren. Man wußte, daß der Zug nach Paris damals verhältnißmäßig leichter war als der Zug nach Wien, und dennoch vermied man den Kampf.

Im Frühjahr 1867 war es nicht anders. Der Luxemburger Handel war viel zu früh und ganz gegen die Wünsche des Kaisers Napoleon an's Tageslicht gezogen. Er war auch damals noch durchaus nicht gerüstet. Der Marschall Niel hat später selbst in den Sitzungen des gesetzgebenden Körpers zugestanden, daß Frankreich zu jener Zeit noch nicht in der Lage gewesen sei, den Krieg gegen die große Norddeutsche Militärmacht mit Aussicht auf Erfolg zu unternehmen. Diese Verhältnisse waren in Berlin durchaus nicht unbekannt. Gleichwohl vermied es Graf Bismarck, die Sache auf die Spitze zu treiben. Er hätte dem Kaiser Napoleon den Rückzug abschneiden können, wenn er dabei geblieben wäre, das preußische Besatzungsrecht in der Festung Luxemburg zu behaupten. Der Kaiser mußte der öffentlichen Meinung seines Volkes gegenüber irgend einen Erfolg haben, hinter welchen er sich zurückziehen und durch den er den Verzicht auf seinen eigentlichen Plan, nämlich auf die Annexion des Großherzogthums, verdecken konnte. Hätte sich Graf Bismarck nicht bereit gefunden, ihm eine goldne Brücke zu bauen, so hätte der Kaiser den Krieg unternehmen müssen, obwohl er gar nicht im Stande war, ihn siegreich zu führen. Das war der zweite Act der Großmuth Preußens gegen Frankreich. Beide Acte hatten, wie wir glauben, denselben Beweggrund. Graf Bismarck sagte sich, daß es unter den vorhandenen Verhältnissen vielleicht nicht schwer sein werde, das unvorbereitete Frankreich zu schlagen, daß aber dieser Sieg nach einem gewissen Zeitraume eine neue Serie von Kriegen hervorrufen und die allgemeine Mißgunst Europa's gegen uns erregen werde. Er wollte die Aufregung, welche die glänzenden preußischen Erfolge fast bei allen europäischen Mächten erweckt hatten, durch ungewöhnliche Beweise von Mäßigung und Friedensliebe beschwichtigen. Darum entschloß er sich, wie man sagt, gegen die Meinung unserer höheren Militärs zu einer Nachgiebigkeit, welche die Erhaltung des Friedens zur Folge hatte.

Diese Frist haben nun die Franzosen mit allem Eifer benutzt. Seit anderthalb Jahren rüstet der Kaiser mit einer Energie und einem Aufwande von

Mitteln, wie es eine vernünftige Regierung allerdings nur dann thun sollte, wenn sie den Krieg für unvermeidlich hält. Bei der Mobilmachung einer Armee sind es hauptsächlich die Specialwaffen, die Pferde der Cavallerie, die Bespannung der Artillerie und des Trains, welche viel Zeit wegnehmen. Niel hat mit ungeheuren Kosten diese Specialwaffen in kriegsbereiten Zustand versetzt. Dafür und für die Anfüllung der Arsenale mit Bekleidungsstücken, Fourage und Munition, endlich für das neue Chassepotgewehr hat Frankreich innerhalb zwei Jahren fast eine halbe Milliarde ausgegeben. Das französische Wehrgesetz ist dahin verändert, daß jetzt jährlich außer der sogenannten Mobilgarde eine weit größere Anzahl von Reserverekruten einexercirt werden kann. Man hat angefangen, die ganz veraltete Taktik abzuschaffen und die Feldübungen der Truppen dem neuen Hinterlader und den Erfahrungen der letzten Kriege gemäß umzugestalten. Und dem allen haben wir in gleichmüthiger Ruhe, als ginge es uns nichts an, zugeschaut, obwohl die ganze Welt doch weiß, daß, wenn die Franzosen an das Losschlagen denken, es wir und wir allein sind, welche der Schlag treffen soll. Das ist ein Schauspiel, wie es noch nicht dagewesen ist. Eine Nation, welche so handelt, muß entweder ein außerordentliches Gefühl der Sicherheit, oder außerordentliches Gefühl der Schwäche und der Vergeblichkeit ihrer Anstrengungen haben. Das letztere gilt Gott sei Dank von dem deutschen Volke schon seit 100 Jahren nicht mehr; der Artikel „Deutsche Hiebe" ist nach Frankreich hin schon zur Zeit des alten Fritzen importirt worden. Es ist also das Bewußtsein der vollkommenen Wehrhaftigkeit, welches uns erlaubt, den schamlosesten Provocationen und den maßlosesten Zurüstungen gegenüber so ruhig zu bleiben.

Ob das System, welches Graf Bismarck gegen Frankreich mit Consequenz befolgt hat, richtig war oder nicht, muß die Zukunft lehren. Bis heute vermögen wir es nicht zu tadeln und wir wünschen auch nicht, daß es abgeändert werde. Gehen die Dinge in der bisherigen Weise fort, so wird Frankreich zuletzt den Haß und den Fluch aller Hauptvölker Europa's auf sich laden, es wird moralisch so isolirt, als so frevelhafter Friedensbrecher verurtheilt werden, daß wir den Kampf getrost aufnehmen können, falls er denn endlich einmal nicht mehr zu vermeiden sein sollte. Denn gegen das heutige Gebahren dieser wahnsinnigen Pariser Kriegsschreier waren selbst die Jacobiner, waren selbst Danton und Robespierre noch anständige und friedliebende Leute. Diese alten Revolutionäre konnten doch sagen, daß sie durch die Emigranten und die Begünstigung derselben bei den deutschen Höfen gereizt würden und daß das alte Europa gegen ihre Principien längst im Stillen Krieg führe. Aber den heutigen Franzosen bedroht Niemand weder ihre Grenze noch ihr Regierungssystem, sie thun, als wollten sie in heillosem Uebermuthe den Krieg vom Zaune brechen, wie er in der civilisirten Welt noch niemals vom Zaune gebrochen ist. Aber sie werden sich die Sache doch wohl am Ende noch überlegen, sie kennen ja unsere Kraft. Die jüngste Maßregel unserer Militärverwaltung, die frühere Entlassung der Reserven und verspätete Einstellung der Rekruten hat vor ganz Europa abermals den Beweis unsrer Friedensliebe gegeben und ganz Europa begreift, was die sophistischen Ausreden werth sind, mit welchen die Franzosen die Bedeutung dieser Maßregel abzuschwächen suchen. Die militärische Gefahr jenes Entschlusses ist gering, der moralische Eindruck ist groß. Schreiten wir beharrlich auf diesem Wege fort, der uns entweder einen festen Frieden oder doch die Isolirung unseres Gegners sichert! —

Die „Prov.-Corresp." schreibt anläßlich des Zeitungsstreites, ob die Vertagung der Rekruten-Einberufung ein wirklicher Anfang zu einer Abrüstung sei und ob für die anderen Mächte Veranlassung vorliege, das gegebene Beispiel nachzuahmen, Folgendes: Diesseits ist in politischer Beziehung jener Maßregel ausschließlich die Bedeutung eines unzweideutigen Anzeichens von Friedens-Zuversicht Seitens des Königs und seiner Regierung beigemessen. Unzweifelhaft würde der Bundes-Feldherr, wenn er neue kriegerische Verwickelungen in naher Zeit besorgen zu müssen glaubte, die Ausbildung der jungen Mannschaften, fast eines Drittheils des Heeres, nicht drei Monate aufschieben. Eine Abschwächung dieser Bedeutung ist unmöglich. Der König hat seine Ueberzeugung thatsächlich durch die Worte in Kiel wiedergegeben: „Ich sehe in ganz Europa keine Veranlassung zu einer Friedensstörung." —

Aus Florenz wird über die Beziehungen Italiens zu Frankreich geschrieben, daß sie in diesem Augenblicke viel zu wünschen übrig lassen, besonders aber stehe es schlimm mit den Gefühlen der italienischen Nation zum Bonapartismus. Man meint, die italienische Regierung ernte zum Theil, was sie verdiene, denn sie habe nichts gethan und thue nichts, um sich eine selbstständige Politik zu sichern. Statt sich innerlich zu stärken und auf eigenen Füßen zu stehen, lasse sie sich fortwährend von Frankreich in's Schlepptau nehmen und schwanke zwischen den verschiedensten Entschlüssen hin und her. Das könne traurig enden; denn von Seiten eines Mannes wie des französischen Herrschers müsse man des Schlimmsten gewärtig sein, und auch der Besuch des Girgentipaares und die Gerüchte, die man in Florenz und in Paris daran knüpfe, ließen nichts Gutes für Italien hoffen. —

Die russische Regierung hat sich zu einem letzten entscheidenden Schritt gegen die polnische Sprache in Litthauen entschlossen. Wie allgemein sie auch den Gebrauch des verhaßten Idioms verboten hatte, für katholisch-religiöse Zwecke war es nicht allein erlaubt, sondern sogar anbefohlen geblieben. Der Grund dafür ist einer, der aus dem asiatischen Alterthum geholt zu sein scheint und europäischen Menschen des 19. Jahrhunderts kaum verständlich ist. Wie die Juden, die Aegypter, die Assyrier jede ihren Nationalgott hatten, der ihnen ausschließlich angehörte und von dem ganzen Leben der Nation untrennbar gedacht wurde, so sollte auch die russische Kirche mit der russischen Sprache absolut indentificirt sein. Es sollte kein anderes Bekenntniß in der Zunge gelehrt werden, die dem russischen Glauben allein gehörte; es sollte die bloße Möglichkeit, daß die polnische Religion und die Sprache der russischen Liturgie in irgend eine Verbindung treten könnten, von vornherein als eine arge Ketzerei angesehen werden. Besonders die russische Geistlichkeit verfocht diesen Grundsatz und verhinderte die Regierung mehreremal, der katholischen Kirche in jenen Landen die russische Sprache aufzuzwingen. Endlich haben die geistlichen Rücksichten aber den politischen weichen müssen und das Edikt zur Ausrottung des Polnischen in den Litthauer Kirchen ist ergangen. Fortan sollen die katholischen Gebetbücher russisch sein, sei es nun, daß sie von Polen und Litthauen, sei es, daß sie von Russen gebraucht werden. Ebenso sollen Trauungen, Taufen und Begräbnißgebete russisch gehalten werden und die katholischen Religionslehrer einem besonderen Examen in der russischen Sprache unterworfen sein. Sobald die nöthige Anzahl Gebetbücher und Katechismen in russischer Sprache gedruckt sind, wird mit der Ausführung vorgegangen werden. —

Zur Charakterisirung der in Litthauen herrschenden Zustände mag noch folgender Vorfall dienen. Eine deutsche Bonne ging in Wilna mit einem kleinen Knaben, dem Sohne eines hochgestellten russischen Beamten auf einem öffentlichen Platze spazieren. Die Unterhaltung zwischen beiden wurde deutsch geführt. Im Laufe derselben sprach der Knabe, sei es aus Scherz oder Gereiztheit, laut, so daß die Vorübergehenden es hörten, ein polnisches Schimpfwort aus. Sogleich trat zur Bonne ein anständig gekleideter Mann (ein geheimer Polizeiagent) und forderte sie auf, in seiner Begleitung mit dem Knaben auf das Polizeibureau zu gehen. Als sie dort angekommen waren, stellte sich heraus, daß weder die Bonne noch der Knabe ein Wort russisch oder polnisch verstanden, sondern beide nur deutsch und französisch sprachen. Dessen ungeachtet wurde die Bonne nach einem langen, durch die Vermittlung eines Dollmetschers geführten Verhör, wegen des polnischen Wortes, das ihr kleiner Zögling an einem öffentlichen Orte gesprochen hatte, zu einer Geldstrafe von 15 SR. verurtheilt. Als sie hierauf den Namen des Vaters des kleinen Uebelthäters, eines angesehenen russischen Beamten, nannte, wurde das Strafdecret zwar zurückgenommen, ihr aber unter ernsten Verwarnungen die Pflicht eingeschärft, darüber zu wachen, daß der ihrer Obhut anvertraute Knabe nicht wieder durch das Aussprechen eines polnischen Wortes ein öffentliches Aergerniß gebe. Dem Vater des Knaben wurde vom Generalgouverneur Potapoff eine ernste Rüge dafür ertheilt, daß sein Sohn nicht russisch, sondern nur deutsch und französisch spreche. Die Bonne verfiel in Folge der Aufregung und der erlittenen Kränkung in eine schwere Krankheit, und als sie wiederhergestellt war, gab sie ihre Stelle auf und kehrte in ihre deutsche Heimath zurück. —

In der Türkei ist ein neues Unterrichtsgesetz angenommen worden; dasselbe führt den Schulzwang ein, während es sonst getreu der französischen Gesetzgebung nachgebildet ist, und zwar, wie es in der Motovirung heißt, „weil Preußen dem Schulzwange den Sieg bei Sadowa verdanke."

Locales und Provinzielles.

Danzig, den 17. September.

— Da der Capitain z. S. Herr Heldt zum Chef der Marinestation der Nordsee, welche im Jahdegebiet etablirt wird, designirt worden, so ist jetzt dessen Beförderung zum Contre-Admiral erfolgt. Herr Contre-Admiral Heldt wird in der nächsten Zeit hier eintreffen, um die beim hiesigen Marinedepot stattgefundene Revision der Bestände festzustellen.

— Indem in dieser Woche noch die Vermessungen und Absteckungen der pommerschen Bahnlinie definitiv regulirt werden, sollen nächsten Montag die Erdarbeiten von Koliebken und Zoppot aus auf hier bestimmt in Angriff genommen werden, zu welchem Behuf der Bauunternehmer, Herr Maurermstr. Schneider, die Arbeitskräfte bereits heranzieht.

— Dem Vernehmen nach werden die Wohlthaten des schleswig-holsteinischen Pensions-Gesetzes auch denjenigen Officieren und Militair-Beamten, welche nach ihrem Ausscheiden aus der schleswig-holsteinischen Armee in preußische Militärdienste übergetreten sind, in Anrechnung auf ihre demnächstige Pension zu Gute kommen.

— Die gestern im Gewerbehause anberaumte, recht zahlreich besuchte Versammlung der hiesigen Eisen- und Feuerarbeiter, in welcher Herr Schlosser Treichel wiederum den Vorsitz führte, beschloß aus den in der vorigen Sitzung dargelegten Gründen sich durch einen Deputirten bei dem deutschen Arbeiter-Congreß in Berlin vertreten zu lassen, und zeichnete sofort Beiträge. Hr. Treichel wurde mit großer Majorität als Vertreter der Versammlung gewählt und nahm die Wahl an.

— Am 27. d. gedenkt das Schuhmachermeister Prengel'sche Ehepaar das Fest der goldenen Hochzeit durch einen kirchlichen Act in der St. Johanniskirche zu begehen.

— Die Inhaber der Garten-Etablissements „Harmonie" und „zur Ostbahn" in Ohra haben sich zu einem gemeinschaftlichen Festarrangement geeinigt und wollen in den mit einander verbundenen Gärten am nächsten Sonntag ein Erntefest veranstalten.

— Um den sich immer fühlbarer machenden Mangel an Volksschullehrern in der Provinz Preußen abzuhelfen, soll maßgebenden Orts in Aussicht genommen sein, die Kräfte von concessionirten Lehrerinnen in Zukunft für diese Stellungen zu verwenden. Es wird bei den für die Prüfung von Lehrerinnen ergangenen Bestimmungen, welche bekanntlich fortan auch bei den Seminaristen stattfinden sollen, hierauf besondere Rücksicht genommen werden.

— In dem landwirthschaftlichen Verein in Czerwinsk kam die Sprache auf die Nachtheile, welche die verschiedenen katholischen Feiertage für die evangelischen Landstriche dadurch mit sich bringen, daß 6 bis 8 Arbeitstage ausfallen, und zwar gerade in Zeiten drängender Arbeit, wie Frohnleichnam und Petri Pauli in der Heuernte. Der Verein sprach deshalb den lebhaften Wunsch aus, sämmtliche katholische Feiertage auf die nächsten Sonntage verlegt zu sehen. Wie wir hören, sind auch aus der Provinz Posen ähnliche Anträge bereits an maßgebenden Stellen eingereicht.

— In einem Theile Ostpreußens ist die Nachricht verbreitet worden, daß in Hannover und Schleswig-Holstein oder in den andern neuen Landen Menschen massenhaft gestorben sind und daher Arbeiter nach dort gewünscht, Grundstücke verschenkt, Reisegelder und freie Eisenbahnfahrt gewährt werden. Darauf ist amtlich angeordnet worden, diese Gerüchte für das, was sie sind, für Lügen zu erklären, und daß sie wohl auch in betrügerischer Absicht verbreitet sind. Die Ortsvorstände sollen ihrerseits auch dahin wirken, daß die Leute nicht leichtsinnig ihre Habe zu diesem Zwecke verschleudern, um nach den neuen Provinzen sich zu begeben.

Stadt-Theater.

Gestern fand die Eröffnung unseres Musentempels mit Meyerbeers „Hugenotten" statt. Meyerbeer ist der große Componist, der es verstanden, den gewaltigen Principienkämpfen der Gegenwart musikalischen Ausdruck zu verleihen. Hier ist Tiefe des Gefühls, Ursprünglichkeit des Geistes mit der staunenswerthesten Verstandesschärfe auf das Innigste gepaart. Die gestrige durchweg gelungene Aufführung der genannten Oper giebt Herrn Director Fischer die Garantie, daß seine Bestrebungen, sich in würdigster Weise wieder bei uns einzuführen, eine allseitige Anerkennung finden werden und daß das ihm freudig gespendete Willkommen eine dauernd nachhaltige Kraft bewähren wird. Das Publikum aber erhält durch ein treffliches Opern-Ensemble, welches durchweg tüchtige Kräfte

aufzuweisen hat, die Garantie schöner musikalischer Kunstgenüsse und wird die Gelegenheit, sich solche zu verschaffen, oft und gern benutzen. Der Raoul des Herrn Arnurius ist eine Leistung, die von vornherein Sympathieen für den Künstler einflößen konnte. Schon nach der Romanze im ersten Acte gab das Publikum seine Zufriedenheit durch einen lebhaften Applaus zu erkennen, doch als Höhepunkt seiner Leistung können wir das Duo mit Valentine (Frl. Chüden) im vierten Acte bezeichnen. Beide waren von dem edlen Feuer dieser hinreißenden Composition, einer wahrhaft poetischen Verherrlichung der Liebe, hinlänglich inspirirt, um das Publikum zu electrisiren. Ueberhaupt bestach Frl. Chüden im Verlaufe der Oper durch die heroische Macht ihres Organs, welches durch Umfang und metallischen Reiz von imposanter Wirkung ist. Das seelenvolle Organ hob auch die Schönheiten des Duo's mit Marcel in das hellste Licht. Jedenfalls sicherte das warme, innige Gefühl, welches diese Künstlerin ihrer Rolle entgegenbrachte, derselben bei allen Zuhörern den günstigsten Erfolg. Herr Director Fischer, der einzige dem Publikum bereits seit mehreren Jahren rühmlichst bekannte Sänger, bewährte sich wieder als tüchtiger Marcel. Gleich die würdige und stimmfeste Ausführung des Chorals im ersten Acte war von einschlagender Wirkung, und u. A. heben wir das Duo mit Valentine als eine Nummer hervor, welche durch schönen Stimmklang und Gesangs-Routine sich auszeichnete. — Frl. Lehmann (Margarethe) hat sich mit einem Schlage die Gunst des Publikums erworben. Sie sang mit solcher Lieblichkeit der Stimme, mit so spielender Leichtigkeit und dabei mit so warmem Colorit, daß die Zuschauer gar nicht aus dem Applause herauskamen und die junge Dame nach dem zweiten Acte zweimal gerufen wurde. Die Correctheit ihrer Läufe, Fiorituren und Triller ist wahrhaft musterhaft und zeugt ebensowohl von den fleißigsten, gediegensten Studien, als von Talent überhaupt und von einem feinen und gebildeten musikalischen Ohr. — Auch Frl. Stollé sang den Pagen mit großer Sorgfalt und Vorsicht in der Intonation, so daß ihre auch sonst gut ausgeführte Arie mit Recht Befriedigung gewährte. — Die kleineren Rollen der Oper waren angemessen besetzt. Unter ihnen trat der tüchtige, kräftige Baß des Herrn Ulbrich (St. Bris) vortheilhaft hervor. An Herrn Baupel (Nevers), dem ersten Barytonisten der Oper, bemerkten wir eine kräftige, sehr schmelzvolle Stimme, gute Gesangdeclamation und eine verständige Auffassung. — Auch Herr Eitner, der neue lyrische Tenor, wirkte in dem Soldatenliede sehr günstig. Ueberhaupt sprach sich die allgemeinste Zufriedenheit über die Ausführung der Oper aus. Die neuen Kräfte haben gefallen und das erste Debüt in dieser Saison darf als ein glänzendes und vielversprechendes bezeichnet werden.

Eine Gespenster-Erscheinung.

Als die Geister die Gefälligkeit noch hatten, vor einem oder zwei Jahrzehnten sich den Menschenkindern zu offenbaren, wahrscheinlich aus Langerweile dazu veranlaßt, hatten sie doch noch so viel Schamgefühl, nicht in ihrem Todtenhemde zu kommen, sondern unsichtbar zu wirken und es dem Sterblichen zu überlassen, aus dem Lärmen, Klopfen und den Tischbein-Pantomimen sich das Gewünschte oder Gefürchtete selbst herauszubuchstabiren. Das hat aufgehört; es wird Niemandem mehr begegnen, daß sein Tisch davon läuft, wenn er die Finger darauf legt, oder daß irgend ein gefälliger Geist zu klopfen anfängt. Die Geister haben mit dem Fortschritt der Civilisation ihr schüchternes Schamgefühl abgelegt, auch halten sie die Menschen für zu dumm, um ihre Zeichen deuten zu können: kurz, sie erscheinen jetzt wirklich, wie sie einst geleibt und gelebt, nur etwas durchsichtiger, so daß man bei männlichen Geistern quer durch den Leib die zwei Knöpfe hinten am Rock deutlich erblicken und bei den weiblichen das dünne Ende des eigenen Haares und den starken Anfang des Chignons schon durch die Stirn hindurch erkennen kann. Außerdem sehen sie blaß aus und sprechen selbstverständlich nur mit hohler, hungriger Grabesstimme. Ihr Hauptaufenthaltsort oder vielmehr ihre Haupt-Absteige-Station ist das freie Amerika.

Sollte Jemand an dem Gesagten noch zweifeln können? Kaum ist das anzunehmen; aber der Sicherheit halber, um auch den Ungläubigen von der Existenz der erscheinenden Geister zu überzeugen, mag folgendes Beispiel genügen. Exempla docent.

In einem der feinsten Café's der fünften Avenue in New-York saßen noch in später Nacht vier junge Leute, plauderten, hatten zu ihrer Bequemlichkeit die Beine über die Stuhllehnen gelegt, spuckten in wahrhaft graziösen, weitreichenden Hyperbeln bis zum Kamin, schnitzten mit ihren Taschenmessern an Holzstückchen, die der Wirth dazu Vorsichts halber auf den Tisch gestellt hatte, damit sie nicht in die Tischplatte schnitten, und rauchten. Sie waren Alle nicht näher miteinander befreundet, sondern hatten sich nur durch häufiges Zusammentreffen in diesem Café kennen gelernt. Als der Kellner wieder erschien, um neue Flaschen zu bringen, trat mit ihm zugleich ein ältlicher Gentleman von achtbarem Aeußern in das Zimmer, der sich gemächlich an einem Nebentische niederließ, eine Flasche Wein bestellte, die Cigarre anzündete und eben im Begriff war, die Zeitung zu lesen, als seine Aufmerksamkeit durch das schon etwas laute Gespräch der jungen Leute gefesselt wurde.

„Man sollte es kaum glauben," sagte der Eine, der am Lebhaftesten sich an der Unterhaltung betheiligte, „daß vor zwölf Jahren noch alle Welt an den Unsinn glaubte. Wäre das nicht der Fall gewesen, ich würde mich jetzt schämen, einzugestehen, daß ich mit Schwestern, Brüdern, Vettern und Gott weiß was für Verwandten still und andächtig die Hände auf den Tisch gehalten und stundenlang auf das Rücken gewartet habe."

Alle lachten.

„Immer ohne Erfolg?" fragte ein Anderer.

„Nein, einmal hat der Tisch gerückt und geklopft. Alle schworen, daß sie nicht daran schuld seien, aber ich lasse mich hängen, wenn nicht meine jüngste Cousine mit ihrem Fuße die Geschichte gemacht hat."

„Natürlich!" riefen Alle.

„Und da kommen jetzt Menschen", fuhr ein Anderer fort, „die die Dreistigkeit haben, von wirklichen Erscheinungen zu reden."

„Auch ich habe davon gehört."

„Wirklich?" fragte der Vierte, der bis dahin geschwiegen hatte, „aber wie kommen die Erscheinungen, mit Zauberformeln etwa?"

„Bewahre, das galt im vorigen Jahrhundert. Jetzt hilft nur Magnetismus! scharfes, ungetheiltes Denken einer magnetischen Person an den gewünschten Geist!"

„Das ist hübsch! Es lebe der Magnetismus! Vielleicht kann ich meinen todten Onkel sehen; das wäre noch ein Geschäft, da würde ich den alten Geizhals zwingen, mir zu sagen, ob und wo er sein Geld versteckt hat."

„Es lebe der Magnetismus!" riefen Alle und leerten lachend ihre Gläser.

„Meine Herren!" sagte plötzlich der alte Gentleman, der dem Gespräche eifrig zugehört zu haben schien, jetzt aufstand und näher trat.

„Vielleicht verzeihen Sie, daß ich, ohne Ihnen bekannt zu sein, so dreist bin, Sie anzureden. Aber der Stoff Ihres Gespräches hat für mich das lebhafteste Interesse, und ich möchte um die gütige Erlaubniß bitten, mich zu Ihnen setzen zu dürfen. Mein Name ist Osman."

„Sehr gern!" sagte der Vorlaute, ohne erst die Andern zu fragen. Die vier jungen Leute legten ihre Beine in eine etwas anständigere Lage, ohne natürlich als Vollblut-Amerikaner aufzustehen, verbeugten sich mit dem Oberkörper, nannten ihre Namen und gestatteten dadurch dem Fremden die Theilnahme an der Unterhaltung.

„Sie scheinen Alle, meine Herren, mit einem gewissen Unglauben an das Vorhandensein des Geistes Ihre ironischen Bemerkungen zu machen. Ich glaube an Geister und deren Erscheinen."

Alle Vier verzogen das Gesicht zum Lachen, ein halb mitleidiges, halb ironisches „Oh!" entschlüpfte ihren Lippen.

„Lachen Sie darüber, meine Herren! In Glaubenssachen läßt sich kein Streit zu Ende führen, aber diesmal, meine Herren, wäre es ja nicht unmöglich, daß ich Sie vom Gegentheil Ihrer Ansicht überzeugte, daß Sie wirklich durch mich, als Medium, Geister zu sehen bekämen."

„Sie gehen mit Ihren Scherzen zu weit, mein Herr!" sagte der Lauteste.

„Bitte um Verzeihung!" war die Antwort. „Wollen Sie wetten? Ich setze hundert Dollars; Sie sollen durch mich einen Geist sehen!"

„Sie meinen, daß ich durch Verdrehen der Worte meine Wette verlieren soll?"

„Durchaus nicht! Ich will Ihnen einen Geist zeigen, Sie sollen mit ihm reden, und wenn Sie dann noch Geister leugnen, habe ich verloren. Einverstanden?"

„Gewiß! Aber — ehrlich gesagt, ich habe keine hundert Dollars hier. Zehn will ich setzen."

„Ich auch," riefen zwei Andere.

„Ich setze zwanzig!" rief der Vierte. „Dann sind's fünfzig. Wollen Sie uns für fünfzig Dollars Ihren Geist zeigen?"

„Ja wohl! Hier ist meine Hundert-Dollar-Note. Kleines Geld habe ich nicht für fünfzig Dollars bei mir!"

„Nun", meinte der Eine der Vier, „damit wir Alle sicher gehen, geben wir Ihnen fünfzig Dollars, und Sie legen vor unseren Augen Ihre Note dort auf den Tisch, setzen einen Leuchter darauf, wir sehen zu, und, wenn Sie uns vom Dasein Ihres Geistes überzeugen, nehmen Sie die Note, sonst theilen wir Andern uns darin."

„Angenommen!" riefen Alle. Der Vorschlag wurde genau so ausgeführt.

„Sie als Ungläubigster," sagte der Alte mit geheimnißvoller Miene zu dem jungen Mann der Gesellschaft, welcher am meisten gesprochen und gelacht hatte, „Sie sollen den Geist sehen. Nennen Sie mir irgend einen Ihrer Verstorbenen!"

„Meinetwegen!" erwiderte der Angeredete ungläubig. „Vor drei Jahren starb ein junges schönes Mädchen, dem ich herzlich zugethan war, können Sie diese hercitiren?"

„Gewiß! Doch müssen sich nun die Herren Alle in meine Anordnungen fügen. Sie, die Sie das Mädchen sehen wollen, gehen hier in das kleine Zimmer nebenan, das sich trefflich zu dem Unternehmen eignet. Sie mögen sich auf's Sopha setzen und die Thür halb geöffnet lassen, damit Sie nicht ganz im Dunklen sitzen, und dort erwarten Sie den Geist."

„Darf ich eine Flasche Wein und zwei Gläser mitnehmen? Ich muß doch mit dem Mädchen anstoßen, wenn sie kommt."

Alle lachten. Der Alte aber sagte warnend: „Junger Mann, setzen Sie Ihre Nerven nicht auf eine zu harte Probe!"

„Ach was", erwiderte der Angeredete, „ich thue es!" Und damit nahm er die Flasche und zwei Gläser, ging in das dunkle Nebenzimmer und ließ die Thür nur so weit geöffnet, daß die Anderen ihn selbst nicht sehen konnten.

„Sie, meine Herren", fuhr der Alte fort, „müssen mir Ihr Versprechen geben, was sich auch zeigen mag, kein einziges Wort zu reden, überhaupt nicht das geringste Geräusch zu verursachen!"

„Ihr werther Geist scheint sehr penibel zu sein?"

„Versprechen Sie das?" fuhr der Alte fort, ohne sich stören zu lassen.

„Ja wohl!" riefen die Andern, setzten sich so bequem wie möglich und warteten der Dinge, die da kommen sollten.

Der Alte rückte sich den Tisch dicht heran, stützte seinen Kopf in beide Hände und heftete die Augen stier auf einen Punkt des Tisches.

Mäuschenstill war's im Zimmer; Alle waren gespannt auf das Kommende, die Spannung wuchs von Minute zu Minute, eine Viertelstunde lang wurde die Spannung durch Nichts unterbrochen.

Da scheint es auf einmal, als wenn durch die halb geöffnete Thür ein leichter bläulicher Lichtschimmer dringt.

Man hört aus dem Zimmer einen Seufzer des jungen Mannes.

Alle starren nach der Thür, bis auf den Alten, der seine Stellung ruhig beibehält; das Licht scheint heller zu werden; ein eigenthümliches Knittern wie von Papier läßt sich hören.

Die jungen Leute schauen sich an und bemühen sich vergebens, das ängstliche Gefühl, welches sie beschlichen, aus ihren Mienen zu verbannen.

Es vergehen einige Minuten in lautloser Stille.

Wiederum hört man einige Seufzer aus dem geheimnißvollen Zimmer, das Licht wird wieder heller; plötzliche Stille, dann das langsame volltönende Klingen zweier Gläser, jetzt — ein furchtbarer Schrei, Klirren einer zerbrochenen Flasche — der junge Mann stürzt todtenbleich mit verstörten Zügen wild aus dem Kabinet und läuft, ohne die Anderen zu beachten, mit vorgestreckten Armen und offenem Munde zur Thür hinaus auf die Straße.

Alle sitzen entsetzt, sprachlos, wie versteinert. Nur der Alte springt auf. „Mein Gott!" ruft er aus, „das war zu viel, ich traute seinen Nerven zu viel zu, ich muß ihm nach, sonst giebt's ein Unglück. Bleiben Sie, warten Sie!"

Er ergriff Hut und Stock und ohne Weiteres rannte er dem Unglücklichen nach.

Still war's wieder im Zimmer. Nach und nach erholten sich die Herren, sie gingen in's Nebengemach, zündeten Licht an und fanden dort Nichts, als die zerbrochenen Gläser und die Flasche, deren Inhalt ausgelaufen war, auf dem Fußboden; ein eigenthümlicher Schwefelgeruch war bemerkbar.

Wohl eine halbe Stunde warteten sie in stummer Erwartung. Niemand von Beiden ließ sich blicken.

„Ich dächte, wir gingen," begann endlich zögernd Einer von ihnen, „und überlassen dem Wirth das Uebrige."

Alle stimmten ein; der Wirth wurde gerufen.

„Herr Wirth," sagte der vorige Sprecher, „wir haben hier eine Wette verloren, und diese Hundert-Dollar-Note gehört dem alten Herrn, der vorhin an unserer Gesellschaft Theil nahm; haben Sie die Güte, sobald er sich meldet, ihm dieselbe zuzustellen."

Der Wirth nahm die Note, hielt sie mit gleichgiltigen Augen gegen das Licht und fragte in harmlosem Tone:

„Ist die Note von Ihnen?"

„Nein, der Herr setzte 50 Dollars, wir auch, und da hat er sie uns eingewechselt."

„Das ist Ihr Glück!" sagte ruhig, aber mit eigenthümlichem Lächeln der Wirth. „Der alte Herr wird schwerlich zu den 50 baaren Dollars noch die Note holen, sie ist — falsch!"

„Falsch?" riefen Alle.

„Ja, falsch, Sie sind einfach betrogen."

„Abgekartete Geschichte. Verflucht!" knirschten die Angeführten.

„Die Zeche der beiden weggegangenen Herren beträgt acht Dollars," fuhr ruhig der Wirth fort.

„Die wir nicht bezahlen werden," rief einer der Gäste, die anderen stimmten ein.

„Dann werden Sie die Güte haben, mir zur Polizei zu folgen, um sich wegen des falschen Papiergeldes zu rechtfertigen!"

„Auch das noch?" rief der Eine, indem er die Börse zog. „Hier ist das Geld!"

Auch die übrigen zahlten schweigend. Lautlos verließen sie den Salon. Drei echte Amerikaner waren echt amerikanisch geprellt!

Vermischtes.

— [Nichts Neues unter der Sonne.] Landgraf Wilhelm der Aeltere von Hessen unternahm 1491 eine Reise nach dem gelobten Lande; unter seinem Gefolge befand sich Dietrich von Schachten, der eine Chronik dieser Reise niederschrieb. Des Aufenthalts in Venedig gedenkend, berichtet er auch: „Der Kopfputz der Frauenzimmer besteht blos in der Schönheit fremder Haare, die sie ihren natürlichen vorziehen. Sie schmücken solche gemeiniglich gelb und kraus und binden sie auf dem Kopf zusammen, wie man in deutschen Landen einem Pferde den Schwanz aufbindet.

— [Amerikanische Frömmigkeit.] Vor einiger Zeit verlautete in einer amerikanischen Zeitung von einem Mann, der mit sonderbarer Bestimmtheit kurzweg im Superlativ als „der verruchteste Mann von Newyork" bezeichnet wurde. Der Umstand, welcher dies Urtheil in einen Stadt, die so viele verruchte Individuen beherbergt, zu rechtfertigen schien, ist aber einfach der, daß dieser Mann, Besitzer eines verrufenen „Tanzhauses", eine große Frömmigkeit zur Schau trägt, was dem Berichterstatter, der wohl nicht viel Psychologie studirt haben mochte, besonders unnatürlich und entsetzlich schien, während die Vereinigung großer Frömmigkeit mit einem unmoralischen und verderblichen Gewerbe im Grunde etwas ungemein häufiges ist. Es muß jedoch zugegeben werden, daß John Allen, so heißt der Edle, um den es sich handelt, ein Muster in seiner Art ist. Ein Herr Burleigh, der auf die Kunde von seinem Treiben der Sache auf den Grund zu kommen suchte, schreibt darüber der „Bostoner Ztg." Folgendes: Ich habe letzter Tage das fragliche Etablissement von John Allen, dem bekannten Tanzhaus-Unternehmer von New-York, mit einigen Freunden besucht. Allen rühmt sich, das wahre Musterbild eines Tanzhauses zu besitzen. Er ist einer der intelligentesten und hervorragendsten Männer seiner Klasse. Sein Gebäude steht unter den Spelunken des schlechten Viertels von New-York wie ein Palast. Seine Eltern waren fromme Leute und er selbst wurde für den geistlichen Stand ausgebildet. Er war eine Zeit lang Student im theologischen Unions-Seminar in New-York. Sein Bruder ist Geistlicher und seinen Neffen läßt er selbst für den geistlichen Stand erziehen. Seine gewerbliche Laufbahn in Boston begann er arm und gegenwärtig schätzt man sein Vermögen auf 100,000 Dollars (über eine halbe Million Franken). Sein Lokal ist jede Nacht gedrängt voll. Sein Schenktisch, welcher durch die ganze Länge des Gebäudes läuft, ist zu klein, um den Anforderungen der durstigen Menge zu entsprechen, die seinem Lokal ihren Zuspruch schenkt. Es wird kein Eintrittsgeld gefordert, aber man rechnet darauf, daß jeder Besucher etwas trinkt und eins der Mädchen tractirt. Leute, die sich nicht am Tanz betheiligen, werden aufgefordert, sich hinauszuscheeren. Man erwartet, daß zwischen jedem Tanz alle Paare sich an den Schenktisch begeben und auf Kosten der Männer trinken. Die Weiber sind von der niedrigsten Klasse, die meisten Ausländerinnen. Sie tragen ein flitterhaftes Kostüm in Scharlach und anderen hellen Farben, kurze Röcke, Stiefelchen mit rothen Spitzen und Schellen an den Fußgelenken. Von 8 Uhr Abends bis Mitternacht werden sie streng zum Tanzen angehalten, und wenn sie ganz abgehetzt und erschöpft oder träge sind, so werden sie durch Zurufe, Flüche und Fluthen von Schimpfwörtern, oft auch durch Schläge von ihren Meistern zur Thätigkeit angehalten. In der Mitte der Gruppe steht Allen, ein langer, magerer und zäher Bursche, scharf und energisch, der beherrschende Geist des Lokals, bald seinen Mädchen zurufend, bald damit beschäftigt, einen Eindringling beim Kragen zu nehmen und auf die Straße zu werfen, bald mit lauter Stimme einen Abschnitt aus der Bibel lesend, die immer neben ihm liegt. Rings umher liegen Traktate, und wer Geschmack dafür hat, kann die hervorragendsten religiösen Zeitschriften sehen und lesen. Allen ist sehr stolz darauf, wenn er unter den Besuchern seines Etablissements einen Geistlichen oder einen spezifisch christlichen Mann zählt. Er läßt sich auf stundenlange Dispute mit ihm ein, zwischen welchen er die gemeinen und absonderlichen Ausrufe einschaltet, durch die er sein Gewerbe in Gang erhält. Er hat nicht das Mindeste dagegen einzuwenden, wenn einer seiner Gäste laut beten, Erweckungslieder singen, oder eine christliche Ermahnung zum Besten geben will. Wer Jemanden in seinem Lokal erwecken oder bekehren will, hat freies Spiel und ist sogar noch willkommen. Allen giebt reichliche Beiträge zu wohlthätigen Zwecken, einerlei ob religiöser oder humaner Art. Er räumt ein, daß er das Geschäft unternommen habe, um Geld zu machen, und daß er seinen Zweck erreicht habe.

[Eingesandt.]

Im Interesse solcher Personen, die sich gerne bei anerkannt soliden Geldverloosungen betheiligen, wird hierdurch auf die Annonce der Herren S. Steindecker & Comp. in Hamburg aufmerksam gemacht. Dieses Haus hatte jüngstens wiederum die bedeutendsten Gewinne ausbezahlt, und es ist eine bekannte Thatsache, daß Jedermann stets prompt, reell und discret bedient wird. —

Meteorologische Beobachtungen.

17	8	334,41	+ 8,3	W. frisch, bewölkt u. Regen
	12	334,86	13,2	SW. do. hell u. bewölkt

Markt-Bericht.

Danzig, den 17. September 1868.

In Folge der etwas fester lautenden Nachrichten vom Auslande wurden an unserm heutigen Markte für Weizen höhere Forderungen gemacht, doch zeigten Käufer wenig Neigung, darauf einzugehen. Der ganze Umsatz beschränkte sich daher nur auf 100 Last, wofür vollkommen feste Preise gemacht worden sind; bezahlt ist: weißer, feinglasiger 136/37 . 135/36 . 133/34 ℔. fl. 625 . 620 615. fl. 610; hochbunter heller 136 . 135 . 134 . 132 ℔. fl. 590 bis 585 . 575; guter hellbunter 134/35 . 134 . 132 ℔. fl. 570 . 560; bunter 129/30 ℔. fl. 545; gewöhnlicher 123 ℔. fl. 485 pr. 5100 ℔.

Roggen fest und schwere Waare gut verkäuflich; 134 . 132 ℔. fl. 409½ . 406; 129/30 . 127/28 ℔. fl. 402 . 400; 122/23 ℔. fl. 390 pr. 4910 ℔. Umsatz 10 Last.

Gerste große 118/19 . 116 ℔. fl. 366 . 360 pr. 4320 ℔.

Erbsen fl. 432; grüne fl. 432 pr. 5400 ℔.

19 Last Rübsen, welche zu einer sofortigen Dampferverladung Verwendung fanden, bedangen fl. 530 pr. 4320 ℔.

Course zu Danzig am 17. September.

	Brief	Geld	gem.
London 3 Monat	6.24¼	—	—
Hamburg kurz	150¾	—	—
do. 2 Mt.	150½	—	—
Amsterdam 2 Monat	142⅝	—	—
Westpreußische Pfand-Briefe 3½ %	76¼	—	—
do. do. 4 %	83	—	—

Bahnpreise zu Danzig am 17. September.

Weizen bunt 130—135 ℔. 90—95 Sgr.
do. hellbunt 128—136 ℔. 95—101½ Sgr. pr. 85 ℔.
Roggen 125—133 ℔. 65½—68 Sgr. pr. 81⅚ ℔.
Erbsen weiße Koch- 72—74 Sgr.
do. Futter- 68—70 Sgr. pr. 90 ℔.
Gerste kleine 100—112 ℔. 54—57/58 Sgr.
do. große 110—120 ℔. 58—63 Sgr. pr. 72 ℔.
Hafer 35/36 Sgr. pr. 50 ℔.

Angekommene Fremde.

Englisches Haus.

Major im 5. Ostpr. Inf.-Regt. No. 41 v. Olszewski a. Memel. Hauptm. im General-Stabe v. Kretschmann u. Pr.-Lieut. im Ostpr. Art.-Regt. No. 1 Bausch aus Königsberg. Bureauchef Chlubna a. Wien. Rittergutsbes. Lauterbach a. Breslau. Kfm. Grantze a. Stettin.

Hotel de Berlin.

Restaurateur Nowopolsky a. Königsberg. Rittergutsbes. Bünger a. Berlin. Die Kaufl. Notti a. Darmstadt, Löhr a. Braunschweig, Bohm a. Görlitz, Schulz a. Dirschau, Beisiegel a. Wien u. Krippner a. Plauen.

Hotel zum Kronprinzen.

Hauptm. im 8. Ostpr. Inf.-Regt. No. 45 v. Förstner a. Graudenz. Fabrikbes. Becker a. Neukrug. Die Kaufl. Lampert a. Wurzen i. Schl., Kühne, Schmier, Berg und Lewy a. Berlin u. Cuntz a. Rottenburg.

Walter's Hotel.

Landrath a. D. u. Rittergutsbes. Pustar a. Hoch-Kelpin. Reg.-Bau-Rath Ehrhard n. Familie a. Danzig. Rittergutsbes. Hannemann n. Familie a. Podzernin. Gutsbes. Steffen a. Campenau. Officier Cleinow a. Königsberg. Kaufm. Plumpe a. Berlin. Frau Lübecke u. Frl. Kannenberg a. Friedrichswalde.

Hotel du Nord.

Rittmeister v. d. Gröben a. Pr.-Stargardt. Pr.-Lieut. v. Wedell u. Pr.-Lieut. Lauterbach a. Königsberg. Die Rittergutsbes. v. Diezelsky a. Chattschow, v. Wolschlegir a. Iwno u. v. Culupowski a. Sosnien. Ingenieur Slevogt a. St. Petersburg. Fabrikant Jacobs aus Crefeld. Gutsbes. Pepper a. Amalienhof. Dr. phil. Kriegeskotte a. Löst. Oekonom Daneker a. Hamburg.

Todes-Anzeige.

Gestern Abend starb mein lieber **Franz**, 3¾ Jahre alt, am Gehirnschlage.

Pr. Stargardt, den 16. Sept. 1868.

Johannes Dyck.

Verantwortliche Redaction, Druck und Verlag von Edwin Groening in Danzig.